

# Für unsere Mütter und Hausfrauen

Nr. 3 • • • • • Beilage zur Gleichheit • • • • • 1912

**Inhaltsverzeichnis:** Getrost! Von Ludwig Pfau. — Eine Reform in der Babypausstattung. Von Else König. — Vom menschlichen Körper. II. — Die Gans und ihre Verwertung. Von M. Kt. — Feuilleton: Das Hünengrab. Von Martin Andersen Nexö.

## Getrost!

Von Ludwig Pfau.

Der Freiheit Werk, getrost! es muß gelingen;  
Dem Strome gleich es, der dem Berg entsprossen:  
Wie klein und hilflos hat er sich ergossen!  
Die Erde, meint man, sollte ihn verschlingen.

Doch wie er fließt, da kommen ihm mit Klängen  
Viel junge Bruderquellen nachgeschossen;  
Er wächst, im Arm die schwellenden Genossen,  
Und stolz entfaltet er die feuchten Schwingen.

So der Gedanke: ist er erst verkündet,  
Wälzt er sich fort im eigenen Gewichte,  
Und tausend Kräfte sind ihm bald verbündet.

Er gräbt sein Bett und macht den Damm zunichte,  
Er braust und strebt, bis er, ein Gott, sich mündet  
Mit Jubelschall ins Meer der Weltgeschichte.

• • •

## Eine Reform in der Babypausstattung.

„Kleiderreform!“ Das Wort hat heute keinen reinen Klang. Weiß man doch zur Genüge, daß die Bewegung für Kleiderreform in der Hauptsache eine rechte Damenbewegung ist. Die proletarische Frau, die einmal die Zirkel Kleiderreformierender Damen besucht hat, läßt diese gern unter sich. Aber doch könnte es nichts schaden, wenn unsere Genossinnen sich mehr mit der Sache selbst bekannt machen würden. In unseren Frauenversammlungen drängt es sich einem immer auf, wie ungewohnlich die meisten gekleidet sind. Nebel sagt mit Recht in seinem Werk „Die Frau und der Sozialismus“: „Die Art der Kleidung ist bis auf den heutigen Tag ein wesentliches Moment, das die Frau unfrei, schüchtern und feig, also im Zustand physischer Hilflosigkeit erhält.“ Doch davon ein andermal. Heute sollen meine Zeilen die praktisch wertvollen Winke des Artikels „Selbst angefertigte Babypausstattung in Nr. 17 des vorigen Jahrganges etwas ergänzen.

Die Babypausstattung ist heute noch gleich der vor hundert Jahren, ja sie hat sich dank der modernen Kinderwagen, modernen Moden usw. zum Teil verschlechtert. Man braucht nicht in abgelegene Landbezirke zu gehen, um noch das Wickelband zu finden. Auch in der Stadt verwenden es die Mütter noch gerne, „weil die Kindchen ruhiger liegen“. Ruhe aber ist die erste Bürgerpflicht auch in der Babypausstattung. Dieser Standpunkt ist verständlich, wenn es sich um Arbeiterfrauen handelt, die mit jeder Minute geizen müssen und jede Störung als Raub an ihrer Zeit empfinden. Nur sollten auch sie bedenken, daß die Folgen des „Ruhigliegens“ sich später um so störender bemerkbar machen. Nicht nur Verdauungsstörungen infolge der mangelnden Bewegung, sondern auch schlechte Entwicklung der Bein- und Bauchmuskulatur sind bei den Kindern zu beklagen, die so schön ruhig liegen, weil sie durch Wickelband usw. am Bewegen und Regieren ihrer Glieder gehindert sind. Auch in der Kleidung des Babys sollte nichts das Spiel der Kräfte des zarten Körpers hemmen. Bei der üblichen Säuglingskleidung stoßen wir aber auf ein starkes Bewegungshemmnis: die Windel. Soll die Windel nur einigermaßen ihren Zweck erfüllen, so muß sie mehrfach übereinandergelegt werden und lähmt schon durch ihren Umfang allein die Beweglichkeit des Kindchens, während der Leinwandstoff der Behaglichkeit störend im Wege steht. Nicht bloß die Nase, auch die Kälte der feuchten Leinwand wird vom Säugling peinlich empfunden. Die praktische Engländerin nimmt daher statt der Leinwand Wolle, Flanell zu den Windeln. Wolle bleibt auch im feuchten Zustand warm und noch porös und erfüllt damit zwei Vorbedingungen der Bekleidung. Doch auch die wollene Windel erschwert die Bewegungen des Babys. Vor einigen Jahren hat nun der Kieler Arzt Dr. Ahm us eine neue Art der Babypausstattung befürwortet, durch die die Windel beseitigt wird. Leider hat sie bis heute wenig Anklang gefunden. Die hygienische

Säuglingskleidung besteht in der Hauptsache aus einer Stofftasche aus Kessel von 30 auf 30 Zentimeter Größe, die mit Moostorf gefüllt wird. Dieses Moostorffleisch wird dem Säugling zwischen den Beinen hindurch vorn und hinten vorgelegt. Da der Torf eine große Aufsaugungsfähigkeit besitzt, so kann solch ein Kissen 10 bis 12 Stunden liegen bleiben, ohne daß die übrige Kleidung des Kindes durchnäßt und ohne daß dieses selbst belästigt wird. Die Haut bleibt stets trocken, und so ist ein Wundliegen ausgeschlossen, die Beine haben völlige Bewegungsfreiheit. Das Kissen kann getrocknet und wohl ein Duzendmal benutzt werden, ehe es einer neuen Füllung bedarf. Diese selbst habe ich später durch gewöhnliche Torfstreu ersetzt, die zuvor von dem groben Staub gereinigt worden war. Ich habe es auch für zweckmäßig gefunden, das Kissen in einen zweiten Umschlag aus Baumwollflanell zu heften. Es ist leicht einzusehen, daß die Arbeit einer Mutter durch Verwendung dieses Torfkissens sehr verringert wird. Denn statt den ganzen Tag ein Duzend großer Windeln hat sie nur den Keinen Überzug zu waschen, der natürlich mindestens täglich erneuert werden muß. Auch das etwa zehnmalige „Trockenlegen“ des Säuglings bleibt der Mutter erspart, und für die Arbeiterfrau ist ja die Zeiterparnis von größter Wichtigkeit, vorausgesetzt, daß sie nicht auf Kosten der Reinlichkeit und Gesundheit des Kindes geschieht. Ich selbst habe die Neuerung seit Jahren erprobt und kann sie bestens Müttern empfehlen, die wenig Zeit und keine Haushilfe haben.

Else König.

• • •

## Vom menschlichen Körper.

II.

### Stoffwechsel.

Wir haben gesehen: der menschliche Körper besteht aus Zellen und Flüssigkeiten, und ferner: jede der Millionen Zellen des menschlichen Körpers ist ein Lebewesen für sich mit eigenen Lebensäußerungen. Allerdings sind die Lebensäußerungen einer Zelle nicht unabhängig von denen der übrigen Zellen, und das Leben des Menschen ist das Ergebnis eben des Zusammenwirkens aller seiner Zellen. Wollen wir die Lebensvorgänge verstehen lernen, so müssen wir zunächst die Lebenserscheinungen der einzelnen Zelle untersuchen. Die Lebenserscheinungen der Zelle beruhen alle auf Umsatz von Stoffen, aus denen sie sich aufbaut. Wie in einer Dampfmaschine Kraft erzeugt wird durch Verbrennung der Kohle, so gewinnt auch die Zelle die Kräfte für ihre Arbeit, für ihre Lebensäußerungen durch Zersetzung, durch Verbrennung von Stoffen. Würde die Zelle nur Stoffe zersetzen, so würde sie sich aber bald selbst aufgezehrt haben. Will die Zelle bestehen bleiben und weiterarbeiten, so muß sie die zersetzten Stoffe wieder ersetzen, wieder aufbauen aus der Nahrung, die ihr das Blut zuführt. Diese Zersetzung und den Wiederaufbau der Stoffe in der Zelle nennen wir Stoffwechsel. Der Stoffwechsel geht gewöhnlicherweise ununterbrochen vor sich, er ist eine der Hauptlebensäußerungen der Zelle, die erst die übrigen Lebenserscheinungen ermöglicht.

Die Zersetzung der Zellsubstanz beim Stoffwechsel ist in der Hauptsache eine Verbrennung. Unter Verbrennung versteht man die Vereinigung eines Körpers mit Sauerstoff. Und ähnlich, wie sich bei der Verbrennung der Kohle im Ofen die Kohle mit dem Sauerstoff verbindet, so vereinigen sich beim Stoffwechsel gewisse Substanzen der Zelle mit Sauerstoff, allerdings ohne daß Flammen und hohe Hitze entstehen. Diese Verbrennung ist Bedingung für das Leben der Zelle und ihre Arbeit. Der Sauerstoff, den sie zu der Verbrennung benötigt, wird ihr durch die Atmung aus dem freien Sauerstoff der Luft zugeführt. Bei dem Menschen gelangt der Sauerstoff durch die Lunge ins Blut und wird von diesem an die einzelnen Zellen abgegeben. Durch das Blut werden der Zelle auch die Ersatzstoffe für die zersetzten Zellsubstanzen zugeführt. Diese Ersatzstoffe werden der Zelle durch die Nahrung gebracht, die wir zu uns nehmen. Wir sagten schon, daß die Nahrung die Stoffe enthalten muß, die die Zelle aufbauen, also Eiweiß, Fett, Kohlenhydrate, Salze und Wasser. Diese Stoffe, die wir in der Form der verschiedenen Speisen zu uns nehmen, werden durch die Verdauungsorgane umgearbeitet, gelangen ins Blut und durch dieses zu den Zellen.

Je mehr die Zelle arbeitet, desto mehr Stoffe spaltet und verbrennt sie und desto mehr Ersatzstoffe braucht sie. Daher braucht auch ein Mensch, der viel arbeitet, viel Ersatz, viel Nahrung. Große Leistungsfähigkeit setzt einen regen Stoffwechsel voraus, und dieser erfordert die Zufuhr genügender und geeigneter Nahrungstoffe. Dies zeigt, welche Kulturbedeutung der Kampf der Arbeiterklasse um billige Lebensmittel besitzt.

Bei jeder Verbrennung entstehen neue Stoffe. Der ursprüngliche Stoff wird durch die Vereinigung mit Sauerstoff in einen neuen umgewandelt, der meist ganz andere Eigenschaften als jener besitzt und der seine Abstammung häufig nicht ohne weiteres erkennen läßt. Verbrennen wir ein Stück Kohle, so verschwindet es bis auf ein wenig Asche, denn durch die Vereinigung von Kohle und Sauerstoff ist ein unsichtbares Gas, die Kohlenäure, entstanden. Ebenso entstehen beim Stoffwechsel in unseren Zellen durch Zersetzung und Verbrennen von Zellsubstanz ganz neue Stoffe. Diese Stoffe sind zum Teil giftig, und manche von ihnen müssen noch weiter verbrannt werden. Als Endergebnis des Stoffwechsels in unseren Zellen erhalten wir schließlich: Kohlenäure, Wasser, Harnstoff und Salze. Die Kohlenäure und der Harnstoff sind Gifte, und sie müssen aus dem Körper entfernt werden; aber auch das Wasser müßte durch sein Übermaß die Zellen zerstören, wenn es nicht ausgeschieden würde. Kohlenäure, Wasser, Harnstoff und die Salze gelangen aus der Zelle in das Blut, und das Blut führt sie den Ausscheidungsorganen des Körpers zu: der Lunge, der Niere und der Haut. Und zwar wird durch die Lunge Kohlenäure und Wasser ausgeschieden, durch die Niere Harnstoff, Wasser und Salze und durch die Haut Wasser. Die Ausscheidung der Ausscheidungsstoffe in diesen Organen wird ebenso wie die Aufnahme und Umarbeitung der Ersatzstoffe in den Verdauungsorganen durch die Tätigkeit der einzelnen Zellen bewirkt. Der Darm scheidet in der Hauptsache keine Verbrennungsprodukte des Stoffwechsels aus, er führt nur die unverdaulichen Bestandteile der Nahrung und den Überschuß der Verdauungssäfte ab. Allerdings scheidet er, namentlich in seinem Endabschnitt, auch gewisse Salze aus, so namentlich Kalzium, und unter bestimmten Umständen, wie bei Durchfall, gibt er auch viel Wasser ab.

o o o

## Die Gans und ihre Verwertung.

Wer schätzt sie nicht, die uns so mannigfache Genüsse verschafft: mollige Federhennen und knusprigen Braten, das Gänselein und Lederbissen wie Gänseleber und Spitzgans, das zarte Fett und eine Gurgel, die sich zur Kinderklapper, Trompete und zum Garneifel gleich vortrefflich eignet? Außerdem will man aus der Farbe ihres Brustknochens mit untrüglicher Sicherheit voraussetzen können, ob der kommende Winter es gnädig mit uns meinen wird oder nicht. Ein helles blankes Brustbein soll auf einen strengen Winter, ein dunkles auf einen milden deuten.

Die Gans soll der älteste Vogel sein, den der Mensch zum Haustier machte. Schon in alten Zeiten züchteten die Chinesen und ebenso auch die Ägypter die Gans als Haustier. Und zwar geschah dies im alten Ägypten sowohl zu wirtschaftlichen Zwecken — Gänsebraten war eine Hauptspeise der Ägypter, und diese verstanden sich auch schon auf das Gänsestopfen — als auch für den Kult der Gottheit Osiris, des „Vaters Erde“, die Namen und Zeichen des Gänserichs trug und der „große Schnatterer“ hieß. Auch die Griechen des homerischen Zeitalters hielten bereits zahme Gänse in kleinen Herden. So sprechen in der Odyssee Helena, die Gattin des Menelaos, und Penelope, des Odysseus Gemahlin, von ihren Gänzen, „welche den Weizen fressen mit Wasser gemischt“, und Penelope erklärt: „und ich freue mich, wenn ich sie anseh!“ Die alten Römer erklärten die Gänse für unverletzlich, angeblich zum Danke dafür, daß sie durch ihr Geschnatter das Kapitol vor feindlichem Überfall gerettet hatten. Bei ihnen waren die weißen Gänse der Juno, der göttlichen Hausmutter, heilig, in späteren Zeiten verschmähten auch sie nicht das Fleisch der Gans. Berühmt war die Gänsezucht der Gallier, die die Gänse herdenweise nach Rom lieferten. Bei den alten Briten galten zahme Gänse noch als Ziervögel. In deutschen Landen bildete die Gans seit alter Zeit den Mittelpunkt aller spätherblichen Schmausereien. In den nördlicheren Ländern Europas war es auch, wo die Federn der Gans zuerst zu Stiften verwendet wurden; von hier aus gelangte dieser Brauch im ersten Jahrhundert unserer Zeitrechnung nach Rom, dem Mittelpunkt der damaligen Kultur. Aus der Zeit der Völkerwanderung haben wir die erste Nachricht, daß ein Gänselein zum Schreiben verwendet wurde. Doch erst, als nach Untergang des Römerreiches die Kultur und mit ihr die Kunst des Schreibens

sich nördlich der Alpen ausbreitete, verdrängte der Gänselein das gespaltene Rohr als Schreibwerkzeug.

War die Gans im heidnischen Altertum einigen Gottheiten heilig gewesen, so verließ ihr das Christentum vor 1400 Jahren gleichfalls einen Schutzpatron, den heiligen Martin, dessen Volkstümlichkeit dadurch mächtig wuchs. Ist doch zur Zeit seines Festtags, des 11. November, die Gans auf der Höhe ihrer Vorzüge angelangt. Der probige Feinschmecker freilich, der sich's leisten kann, hält heute nichts mehr von der Martinsgans. Er ist künstlich gezüchtete Gänse im Frühjahr, wenn sie recht teuer sind, ebenso wie er Früchte und Gemüse nie zur Zeit ihrer gewöhnlichen Reife essen wird, sondern Erdbeeren und Spargel zum Beispiel im Februar. Wir brauchen ihm diese Genüsse nicht zu weiden, wenn wir nur die Möglichkeit haben, sie uns zu der Zeit zu gönnen, wo sie auf der Höhe der natürlichen Entwicklung angelangt sind, die allein den höchsten Wohlgeschmack verbürgt. Die Teuerung aller Futtermittel hat auch die Preise der Gänse gegen früher erheblich in die Höhe getrieben. Doch ist diese Preissteigerung nicht so hoch wie bei dem Fleisch der Vierfüßler. Wer sich in diesen teuren Zeiten noch einen Festbraten leisten kann, wird deshalb wohl — als am vorteilhaftesten — einen Gänsebraten wählen.

Die Vereitung des Gänsebratens ist allgemein bekannt. Eine geeignete Füllung erhöht den Wohlgeschmack des Fleisches. In Berlin und der Mark füllt man die Gans gewöhnlich mit Äpfeln und Weisfuß. Wackpflaumen geben gleichfalls eine vorzügliche Füllung, vor allem aber sind hierzu echte Kastanien oder Maronen zu empfehlen. Man befreit die Maronen von der äußeren harten Schale und legt sie so lange in kochendes Wasser, bis die innere gelbe Haut sich abziehen läßt. Die so vorbereiteten Maronen kommen mit einigen Äpfeln in die Bauchhöhle der Gans. Statt des bitterlich aromatischen Weisfuß kann man auch Majoran als Würzkräuter verwenden. In Rußland und Amerika füllt man die Gans mit Sauerkraut, was sehr pikant schmecken soll. Das übrig gebliebene Gexippe einer gebratenen Gans zerhackt man, um es in leicht gesalzenem Wasser gehörig auszukochen. Die so gewonnene Brühe eignet sich sowohl zu allerlei feinnigen Suppen, wie Haser- und Graupensuppe, als auch zum Kochen von gefülltem Kohl, Kohlrüben und dergleichen.

Das Gänselein, das gewöhnlich in einer Majoran- und Petersiliensauce angerichtet wird, läßt sich ausgiebiger gestalten, wenn man kleine Semmelklöße dazu reicht. Vortrefflich schmeckt es auch mit dick ausgequollenem Reis, ferner mit ganz klein abgekochenen Kartoffelklößen; diese kocht man drei Minuten zugedeckt in der nicht zu knapp bemessenen klaren Brühe des Gänseleins und gibt sie dann zu dem heiß gehaltenen Fleisch. Danach erst wird die Brühe mit hellem Schweißmehl feinstig gekocht und mit Majoran und Petersilie gewürzt. Reste von Gänseleibrühe lassen sich zu einer Bohnensuppe trefflich verwerten. Auch kann man weiße Bohnen mit Gänselein zusammen zu Gemüse kochen. Läßt man — zum Beispiel in einer kleinen Familie — Magen und Herz zurück, so kann man sie zu einem sehr wohlgeschmeckenden

Gasche von Gans verwenden. Ein halbes Pfund Schweinebauch kocht man in gesalzenem Wasser gar und haßt ihn mit dem weichgekochten Gänsemagen und -herzen zusammen gröblich. Eine Gänseleber, die man von allen grünen Stellen befreit und eine halbe Stunde in etwas Milch gelegt hat, wird roh geschabt. Nun läßt man Gänsefett zergehen, dämpft eine geriebene Zwiebel darin und fügt das gehackte Fleisch und die Leber hinzu. Die erhaltene Masse verdünnt man mit einem Teile der Schweinebauchbrühe, verdickt nach Bedarf mit geriebener Semmel, würzt mit abgeriebenem Majoran und wenig Pfeffer und macht sie auf kleinem Feuer unter sorgfältigem Rühren und Abschmecken in etwa zwanzig Minuten gar. Zu diesem Gericht ist man Pellkartoffeln.

Will man die Leber nicht in Gänsefett mit einem zerschnittenen Apfel und etwas Zwiebel braten, so läßt sie sich auch benutzen zu einer delikaten Gänseleberwurst. Auf einfache Art wird sie wie folgt hergestellt: ein Viertelpfund Schweinebauch wird in gesalzenem Wasser mit einer Zwiebel, etwas Majoran und Thymian weich gekocht. Die rohe Leber wird in Milch gelegt, abgetrocknet und geschabt, der Schweinebauch und etwas rohes Gänsefett oder Schweinefett fein gehackt, ebenso die gekochte Zwiebel. Alle diese Bestandteile mischt man sorgfältig, fügt das Abfällfett der Brühe hinzu und würzt mit gestoßenem Pfeffer, Gewürz, Salz, einer Prise Zucker und Majoran nach Geschmack. Einem recht lang abgeschnittenen Gänsehals zieht man die Haut ab, dreht sie um, so daß die glatte Seite nach außen kommt, näht die schmale Öffnung zu und füllt die Wurstmasse mit einem Teelöffel durch die weite Öffnung hinein. Dann wird der Hals auch hier zugenäht und in der Schweinebauchbrühe in einer halben

Stunde recht sacht gar gekocht. Selbstverständlich kann man die Wurstmasse auch lose in ein gereinigtes Stück Darm füllen und dann nach Vorschrift weiter behandeln. Die gar gekochte Wurst wird sofort in kaltem Wasser abgeseilt.

**Pökelgans.** Stückenfleisch von Gänsen, wie man es auf den städtischen Märkten zu kaufen bekommt, reibt man mit recht heißem Salz ein, das man auf ein Viertelpfund mit 3 Gramm Zucker und 3 Gramm Salpeter gemischt hat. Mit der Zugabe von Salpeter muß man sehr vorsichtig sein, da das Fleisch sonst einen kräftigen Geschmack bekommt. Die Fleischstücke legt man recht eng in ein passendes Gefäß, das fest zugedeckt und kühl aufbewahrt wird. Das Fleisch muß öfters in der Lake umgewendet werden. Nach fünf bis sechs Tagen ist es gut und kann nun weichgekocht und mit Rüben und dergleichen gereicht werden.

**Spickgans.** Mit der Hälfte der oben angegebenen Salzmischung reibt man die ausgelöste Spickbrust auf der Innenseite so lange ein, bis das Fleisch das Salz aufgenommen hat. Dann näht man die Gänsebrust zusammen und reibt sie mit dem übrigen Salze außen recht tüchtig ein. Sie muß unter öfterem Umwenden sieben Tage lang gepöckelt werden. Der Schlächter räuchert sie gegen eine kleine Gebühr, die in der Regel 10 Pfennig nicht übersteigt. Man übergibt ihm die Spickgans in dünnes Papier oder in Gaze gehüllt und mit einer Bindfadenschlinge zum Aufhängen versehen. M.Kt.



### Das Hünengrab.\*

Von Martin Andersen Nexö.

Wenn man der Heimat eine Reihe von Jahren fern — und zuweilen sehr fern — gewesen ist, dann tut es wohl, wieder einmal daheim zu weilen. Nirgendwo in der Welt genießt man das Mühseligsein mit so gutem Gewissen wie hier! Ist man draußen in der Fremde so etwas wie ein rastloser Arbeitsmann geworden, hier liegt noch die Sorglosigkeit des Kindes über dem Dasein; sie macht es zu einer bequemen Tätigkeit, vom Morgen bis zum Abend umherzustreifen, die Kindheitserinnerungen wieder aufzuspüren und das Einst mit dem Jetzt zu vergleichen. Eine herrliche Beschäftigung ist das für den, den das Leben müde gemacht hat, und der den Drang empfindet, sich zu erneuern! Kein Erdreich ist für den Mann so nährend und so ursprünglich wie das der Kindheit!

Die Vornholmer Gegend hinter Nexö kenne ich, wie nur ein Viehjunge sie kennen lernt; jeder Dornbusch und Siedel, jede Dränwasserleitung sieht mir noch heute deutlich vor Augen. Hier hat alles unvergänglichen Glanz, den die allgewaltige Phantasie des Kindes ein für allemal entzündet hat; sie hat einen Büschel Gras zu einem Urwald umgeschaffen, hat das Regenwasser in einer Näderspur eingebämmt, bis es, wie eine zweite Sintflut, stieg und stieg und ganzen Welten ein Ende machte.

Hier zu weilen, heißt die strahlende Schöpfung der Welt von neuem zu erleben. Der graubärtige Dornbusch mit dem Eisenerz hat die tätigsten Stunden meines Lebens überschattet; welch gewaltige Heere hab' ich dort von meinem mit Moos gepolsterten Throne gegeneinandergeseht, wenn die großen Ochsen einen Strauß ausfachten, so daß ihre Hörner klangen. Das waren Kämpfe, die sich sehen lassen konnten; einer nach dem andern mußte ins Feuer rücken — der Wald und die Felsen. Zuletzt kämpfte die ganze Welt, Gott und der Satan fochten mit, jeder auf dem Rücken einer Wolke. Und wenn dann das Ganze zugrunde gegangen war, legte man sich ruhig auf dem Boden des Grabens nieder und kroch auf dem Bauche unter die Brombeerranken. Tief drinnen unter der verworrenen Schicht von Wachholderbeeren, Schilchen und Brombeeren war wieder eine ganze Welt, wo das merkwürdigste lichtgesehene Gewürm sich aufhielt. Kein anderer kannte diesen Ort!

Der kleine spitze Grenzstein, unter dem ich einmal ein gefülltes Pulverhorn fand, liegt noch an der alten Stelle. Das war der größte Tag meines Lebens! Ich hätte das Pulver aufsparen und mir den ganzen Sommer hindurch einen Spaß damit machen können, aber ich zog einen großen Einsatz vor, grub die ganze Geschichte in den Abhang ein, brachte einen hohlen Schierlingstengel, den ich mit Pulver gefüllt hatte, an den Behälter hinab und rief alle Viehjunger der Gegend zusammen. Na, der Erdball ist damals nicht in die Luft gestiegen, aber ob wohl einer von uns je wieder eine so gewaltige Explosion erlebt hat?

\* Aus Martin Andersen Nexö, Die Küste der Kindheit, Novellen. Albert Langen, München.

Hier auf der Wiese war es, wo der Stier die Gelegenheit beim Schopfe nahm, eines seiner Hörner unter mir anbrachte und mich über den Bach hob. Er war mir in den Rücken gefallen, was unter uns Jungen für unehrenhaft galt, und es kam zu einer langwierigen Reiberei zwischen ihm und mir... Hier oben auf dem Felde, zwischen zwei Rübenreihen, brachte Anna aus Vaastad ihr Kind zur Welt. Sie biß selber den Nabelstrang durch und rannte nach Hause, während ihre alte Mutter ihr mit dem Kleinen in der Schürze nachstolperte. Ich hatte ja sozusagen Pate bei dem Kinde gestanden und stahl mich daher jeden Tag nach dem alten Heuwärterhäuschen hinüber, um zu sehen, wie der Junge gedieh. Ob schon er seinen Vater hatte, war er doch schon ein ganzer Kerl; als er drei Wochen alt war, fütterte ihn die Alte teelöffelweise mit Kaffee. „Das ist doch etwas anderes als die schlaberige Milch,“ sagte sie triumphierend zu uns Bürschen.

Wenn nach der Ernte die Grenzen der Felder verwischt wurden und das Hüten auf gemeinsamem Gebiet begann, dann kam der Hirtenjunge mit seiner Herde recht weit herum. Es gab Höfe, wo man ihn hereinmöglichte und ihm einen warmen Trunk gegen das nasskalte Wetter reichete, und andere Höfe, wo der Bauer mit einem langen Stock auf dem Rücken herannahete. Der Junge rächte sich, indem er Eier und Obst stahl.

Wie interessant ist's, die Höfe daheim wieder aufzusuchen! „Ach, wie verändert!“ ruft der Erwachsene wohl seufzend aus, wenn er die Pfade der Kindheit wieder betritt. Ich muß jedoch sagen, daß die Veränderung im ganzen mir nur Freude bereitet. Land, das vordem öde und unbestellt dalag, ist jetzt urbar gemacht; Licht und Luft ist in die Winkel gedrungen. Das Geschlecht, dem die Gegenwart gehört, ist freier und offener im Wesen, als hätte es mehr Sonne abbekommen.

Auf dem Gehöft, wo ich das Vieh zu besorgen hatte, ist mancherlei verändert. Die altmodische Hausfrau, die immer so mit Arbeit überhäuft war, daß sie eine Nacht, in der die Scheune abbrannte, dazu benutzen mußte, ihr Wochenbett abzumachen, ist von einer jüngeren Frau abgelöst worden, die Zeit hat, sich ihren Kindern zu widmen, und am Abend mit ihrem Manne ausfährt zum Vortrag oder zur Komödie. Man hält jetzt einen Futtermeister für den Viehbestand, und die Knechtammer hat einen bretternen Fußboden bekommen. Wir hatten nur Lehmfußboden — mit tiefen Rattenlöchern drin; und ich erinnere mich einer Nacht, wo der Knecht und ich vom Hofe fortstiegen und bis nach dem Vornholmer Südband wanderten, wo die Leute, wie es hieß, einen Bretterfußboden in der Kammer hatten. Es war eine richtige Wallfahrt dorthin im Schutze der Nacht. Allerhand Gestalten kamen aus dem Dunkel herbei, stellten sich schweigend auf und betrachteten die Knechtsdielen, schütteten ein großes Glas Sonighranntwein die Kette hinab — und glitten lautlos wieder ins Dunkel zurück. Die Geschichte sah aus wie eine geheime Verschwörung. Es war ein Todesverbrechen, sich von dem Hofe, auf dem man diente, zu entfernen — damals war die Gefindeordnung noch nicht eingeschlafen wie jetzt. Wir atmeten erst wieder auf, als wir in unserem breiten gemeinsamen Bette lagen.

Im übrigen scheint das Gesinde an der Entwicklung nur wenig teilzuhaben. Die Löhne sind zwar erheblich gestiegen seit der Zeit, da ich selbst als vierzehnjähriger Bursche im Gesicht von den nassen Kutschschwänzen tätowiert wurde; das übrige aber hat nicht gleichen Schritt gehalten. Immer noch hastet den dienenden Leuten etwas Schweres und Stumpfes an, das an lehmige Erde erinnert, — auch wenn sie Feste feiern. Diese Gesichter begeistern sich nie. Sie haben allerdings auch nichts, was ihre Begeisterung erwecken könnte; der Abstand zwischen dem Gesinde und den anderen Menschen ist in der Zwischenzeit immer größer geworden. Es hat den Anschein, als hätten die übrigen Gesellschaftsschichten, um leichter zu steigen, diese Klasse über Bord geworfen — wie der Luftschiffer Ballast auswirft. — — —

Unter den Gestalten aus meiner Kinderzeit, die mich auf meiner Lebensfahrt durch die Welt unsichtbar begleitet und sozusagen stets ihr Sprüchlein zu allem beigezeichnet haben, ist der Häusler Holm wohl der eigentümlichste. Er war Tagelöhner auf dem Hofe, wo ich das Vieh hütete, und war der erste, der mich seinerzeit anspornte, es mit dem Dasein auf eigene Rechnung aufzunehmen; seine Lust am Fragen steckte mich an.

Der Häusler Holm mußte überall da ein Fragezeichen machen, wo die anderen sich mit einem „Das ist nun mal so!“ zufrieden gaben. In ihm brannte ein unlösbarer Durst nach der Ursache und dem Grunde. Meist mußte er sich diesen Grund selber zurechtlegen; und die Welt, die er sich so schuf, war seltsam mißgestaltet. Aber wie sie nun einmal war, war sie größer und reicher als die der anderen und wirkte namentlich durch ihren Stoff.

Klein und verwachsen war er, und eine ungeheure krumme Nase verlieh seinem Gesicht eine fremdartige Klugheit. Das Eigentümliche an ihm war, daß er alles kannte, was sich während des letzten Menschenalters an Spul und Hexerei ereignet hatte; und er konnte von diesen Dingen erzählen, daß sich die Haare auf den Köpfen der Hörer sträubten. Er selber aber glaubte gar nicht daran; jeder Geschichte folgte der Versuch, eine natürliche Erklärung dafür zu finden, die häufig ganz sinnreich war. Für alles wollte er natürliche Erklärungen haben: für Krankheit, Mißernte und Mondfinsternis. Und die Leute schüttelten den Kopf und nannten ihn Freidenker, obwohl er jeden Sonntag in die Kirche und, wie es Brauch war, zweimal im Jahre zum Abendmahl ging.

Zugleich flüchte er den Leuten jedoch einen unerklärlichen Respekt ein: er stand eben in dem Ruf zu denken, und man stattete ihn mit mystischem Wissen aus. Wenn Holm das Wesen der Dinge zu leugnen wagte, so konnte der Grund dafür ja nur der sein, daß er Macht über sie besaß. Und wenn er nicht an den bösen Zauber menschlicher Wille glaubte, so kam das wohl daher, weil er es verstand, ihn abzuwenden! Man brachte ihn, kurz entschlossen, in ein intimes Verhältnis gerade zu den Dingen, die er leugnete — eben zum Übernatürlichen —, und sah in ihm so etwas wie einen Zauberer.

Auch wir Kinder empfanden diesen geheimnisvollen Schauer im Zusammensein mit einem Manne, der „an nichts im Himmel und auf Erden glaubte, und der den Teufel aus der Bibel hinauslesen konnte“. Er interessierte sich mehr für unsere Welt, als Erwachsene es gewöhnlich taten; und wenn er merkte, daß wir ihm scheu aus dem Wege gingen, so wurde er ärgerlich.

Während ich das Jungvieh hütete, hatte er den Stall daheim zu besorgen und war also gewissermaßen mein Vorgesetzter. Niemand konnte sich verständnisvoller als er so eines jungen Burischen annehmen, der trotz der harten Zucht des Lebens noch Kind genug war, um hie und da über einem schönen Spiel die Pflicht zu vergessen, — und ich hatte ihn sehr gern. Mittags und abends sprachen wir viel im Futtergang zusammen; und stets gab es etwas, worauf er meine Aufmerksamkeit lenkte. Jetzt erscheint mir das alles als selbstverständliche Kleinigkeiten; damals aber waren es ja neue Welten, die man hin und her wenden mußte, um den richtigen Standpunkt zu ihnen einzunehmen. Die schwermütige Stimmung jedoch, die ihn oft überkam, verstand ich nicht — und ich respektierte sie wohl auch kaum.

Später wurde es mir gründlich klar, wie niederdrückend es für diesen Keinen, verwachsenen Häusler gewesen sein muß, mit allen Eigenschaften der Finsternis zusammengeknüpelt zu werden, während er doch alles daran setzte, Licht zu gewinnen. Es war eine barbarische Nacht, und in seiner Unwissenheit konnte er sich ja nicht einmal damit trösten, daß er dies Schicksal mit den Größten der Menschheit teilen mußte. Nichts pflegte ihn zorniger zu machen, als wenn die Leute zu ihm kamen und ihn baten, dies oder jenes zu besprechen — ihn, Holm, der alle diese Dummheiten leugnete! Es war, um aus der Haut zu fahren.

Eines Tages schlenderte ich landeinwärts, um ihn aufzusuchen. Ich hatte Lust, ihn zu begrüßen und unsere alte Bekanntschaft aufzufrischen — vielleicht auch, ihm irgend etwas Gutes anzutun zum Dank für alles das, was er mir einst gewesen war. Ich hatte eine Stunde bis zu seinem Hause zu gehen.

Vom Wege aus führte ein Fußpfad zu seiner kleinen Hütte, die jetzt von den in meiner Kindheit von ihm selbst gepflanzten Bäumen fast ganz verdeckt wurde; da, wo der Pfad abbog, sah eine beleibte alte Frau und strickte, während sie auf dem Grabenrand eine Kuh weiden ließ. Es war Holms Frau. Sie war dicker geworden, im übrigen hatte sie dasselbe harte, wie aus Stein gehauene Gesicht wie früher; sie sah immer noch aus, als brähe sie den Stab über ihren Mann und sein Treiben.

„Guten Tag! Ist Zeppe Holm zu Hause?“ fragte ich.

Sie streifte mich mit einem Blick, dann strickte sie weiter. „Zeppe Holm — wem fällt es denn ein, etwas von ihm zu wollen? Er liegt ja seit vielen Jahren in der Erde,“ erwiderte sie rauh.

An diese Möglichkeit hatte ich gar nicht gedacht. Wenn man in gutem Glauben kommt, um jemand aufzusuchen, und erfährt, daß er längst tot ist, dann ist einem zumut, als würden einem die Füße abgeschlagen. „Woran ist er denn gestorben?“ fragte ich ziemlich leichtsin. „Es hat ihn ja nie etwas gefehlt.“

„Gefehlt? Nein, er hätte noch heutigentags leben können, wenn nur sein unglückseliger Unglaube nicht gewesen wäre. Nur ist er für seinen Spott bestraft worden.“

„Am Unglauben pflegt man doch sonst nicht zu sterben,“ wandte ich ein, „in unseren aufgeklärten Zeiten.“ Das letztere war eine der Phrasen, die man auf der Lippe hat und die einem unaufgefordert entfahren.

Mit seltsam hartem Blick sah sie mich an. „Du bist wohl aus der Stadt, wie? Da sollen sie ja so klug geworden sein — so klug, daß sie nicht sterben können, hab' ich mir sagen lassen! Zeppe hat sich auch für klug gehalten, in alles hat sich sein Verstand eingefressen, und nichts hat er respektiert. Oft hat man gar denken müssen, daß er darauf ausging, ein zweiter Herrgott zu werden. Aber dann hat's ihn ja auch gepackt. Das Hünengrab drüben... das ist sein Tod geworden, wenn du's wissen willst.“

„Ich habe ihm viel zu verdanken,“ sagte ich still und legte mich neben sie ins Gras.

„Dasselbe müßt' ich wohl sagen können, wenn alles seine Nichtigkeit hätte! Aber statt dessen muß ich um seiner Narrenstreiche willen als Witwe dastehen. Und Kinder, die mir übers Alter weg-helfen könnten, hat er mir nicht gegeben! Er wollte nie glauben, daß es Bestimmung ist, wieviel jeder haben soll — darum haben wir gar keine gekriegt.“

Dem Hünengrab mußte Zeppe aber zuleibe — Gott behüte! Wozu hat man denn auch sein bißchen Leben und Kraft, wenn nicht dazu, um den Tod herbeizulocken? Kommt er nicht auf diese Art, so reizen wir ihn halt auf eine andere Art. Kommen soll er, damit wir uns selber ein Ende bereiten! — Wie oft hatten die Leute Erscheinungen gesehen, wenn sie zur Nachtzeit an dem Hügel vorüberkamen; und daß da die Unterirdischen ihr Wesen trieben, dafür hat man ja genug Zeugen gehabt. Aber Zeppe war natürlich darüber erhaben und wollte nichts glauben — obschon drei Nächte hintereinander Licht auf dem Hügel brannte und die Pferde vor dem Spul stillstanden. Wie verhezt schwachte er in seiner Verblendung drauflos. Er wollte das Hünengrab abtragen, der Narr! Um das bißchen Erde zu beackern!

Ich riet ihm in einem fort davon ab, und dasselbe taten alle andern. Aber es war, als sähe und merkte er nichts von alledem, was sonst für jeden offenbar war; und eines Sonnabendabends nahm er den Spaten und ging trotzdem hin.

Wenn er sich was in den Kopf setzte, machte er's eben nach Männerart und blieb desto hartnäckiger dabei, je mehr Widerspruch er fand. Drum schwieg ich schließlich, weil ich dachte, es werde doch nichts daraus werden. Und richtig, er hatte noch nicht lange gegraben, als er mit zerbrochenem Spaten nach Hause kam. Eine deutlichere Warnung konnte niemand verlangen, für Zeppe war sie noch nicht deutlich genug. Er nahm einfach einen anderen Spaten und ging wieder zum Hünengrab. Bevor es dunkel wurde, war auch der zerbrochen. Wann hat man je gehört, daß ein Mann an einem Abend zwei Spaten entzwei machte? Aber Zeppe blieb eigensinnig und schlug auf den Tisch und rief, am Montag werde er mit dem Hügel schon fertig werden.

Daraus wurde nun freilich nichts, denn am Sonntag zog ein heftiger Sturm herauf. Zeppe und ich sahen in der Stube und machten es uns ein bißchen gemütlich, denn am Sonntag arbeitete er nicht. Das Wetter war nicht danach, zur Kirche zu gehen; drum las er mir aus der Postille vor. Aber da fingen ein paar Dachziegel an, sich zu lösen; und Zeppe mußte die Leiter ansehen und Steine aufs Dach legen. Und nun kam der Wind, und Zeppe fiel herunter — mit dem Kopf gegen den Brunnen. Er war auf der Stelle mausetot. Ja, so ist es zugegangen! Er und seine Ansichten sind zu Schanden geworden, mich aber ließ er — es ist jetzt bald zehn Jahre her — als Witwe zurück in Armut und Einsamkeit. Er hätt' ja heutigentags noch leben können!“

„Er war gewiß zu alt und zu steif, um bei einem Sturm aufs Dach zu klettern,“ sagte ich.

„War er denn etwa nicht der Nächste dazu? Hätte ich hinaufklettern und ihn mit seinem törichtem Unglauben unten sitzen lassen sollen? Nein, er hätte das Hünengrab hübsch in Ruhe lassen — und den Glauben anerkennen sollen, in dem er aufgewachsen war!“

Sie nickte, breit und fest in ihrem Urteil. Und dann machte sie sich mit ihrer Kuh auf den Heimweg.

Und auch ich ging nach Hause in gemischter Stimmung. Der Aberglaube, der gerade ihn so schamlos zu seinem Nebium er-foren hatte, während er am Leben war, zog nun weiter Nahrung aus seinem Tode und war von unnatürlich langer Dauer. Noch spulte es frisch von dem Hünengrab her mitten in die allgemeine Aufklärung hinein; der letzte Rest von Aberglauben kammerte sich an sein — des Ungläubigen — Schicksal.

Ich verstand das entsetzliche Einsamkeitsgefühl, das diesen Mann dahin brachte, den gärenden Sinn ganz einem Keinen, nicht allzu ernsthaften Anaben zuzuwenden. Ich schuldete ihm so viel — und konnte doch nicht einmal das Eis um ihn herum mit meinem Danke zerbrechen.